

neuen Kaiser Karl V. die Bestätigung seines Leibgedings von 100 Gulden, das ihm nun in jedem Jahr ausbezahlt wurde. Auf dieser niederländischen Reise hat Dürer überall höchste Ehrungen erfahren. Er war eine international bekannte und geehrte Persönlichkeit geworden. Aber damals wurde er wohl von der Malaria befallen, von der er nie mehr ganz genes; wahrscheinlich hat diese Krankheit zu seinem verhältnismäßig frühen Tod beigetragen. Dennoch vermochte er in Nürnberg noch verschiedene seiner bedeutendsten Werke zu schaffen, vor allem Bildnisse und zuletzt, 1526, die sogenannten Vier Apostel. Im übrigen widmete er sich jetzt seinen theoretischen Schriften. Nürnberg hat er seit 1521 nicht mehr für längere Zeit verlassen und konnte nun immerhin in einem behaglichen Wohlstand leben. Bei seinem Tod hinterließ er seiner Witwe ein stattliches Erbe von 6848 Gulden, das sind etwa 210000 Goldmark, nach der heutigen Kaufkraft aber noch wesentlich mehr.

Die Nachricht vom Tode Albrecht Dürers am 6. April 1528 hat in weitesten Kreisen, nicht nur in Deutschland, rege Anteilnahme hervorgerufen. Man kann aber sagen, daß er auch später, ja zu keiner Zeit, völlig vergessen worden ist. Der Glanz seines Ruhmes ist niemals verblaßt. Zu manchen Zeiten hat er besonders hell gestrahlt, so in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, als Joachim von Sandrart 1681 das Dürergrab ankaufte und eine zweite Inschrifttafel auf diesem anbringen ließ; seitdem darf niemand mehr in diesem Grab bestattet werden. Einen großen Auftrieb erfuhr die Dürerverehrung in der Zeit der Romantik, vor allem im Rahmen der 300-Jahrfeier seines Todestages. Damals kaufte die Stadt Nürnberg das Dürerhaus und legte den Grundstein zum Dürerdenkmal. Auch 1871 und 1928 wurde hier des Meisters in würdiger Weise gedacht.

Denn die überaus hohe Schätzung Dürers hat auch zum Ruhme Nürnbergs beigetragen. Nürnberg ist dadurch gleichsam zu einer Kunststadt von europäischer Bedeutung, eben zur „Dürerstadt“ geworden. So hat denn die Nürnberger Stadtverwaltung auch für das Dürerjahr 1971 ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm vorgesehen und hofft, daß diesem ein voller Erfolg beschieden sein möchte.

Lic. Dr. Hans Krefzel

Lorenz Beheim, Kanonikus bei St. Stephan in Bamberg – ein unbekannter Freund Albrecht Dürers

Wenn man das Wesensbild eines Menschen ganz ergründen will, dann muß man auch seine Umwelt erfassen, sein äußeres Milieu und die Menschen, mit denen er bewußten Umgang pflegte. Das gilt auch für Albrecht Dürer.

Es ist bekannt, welche enge Freundschaft den Meister mit Willibald Pirckheimer verband oder, man könnte auch sagen, Pirckheimer mit Dürer. Freilich war es nichts Alltägliches, daß ein Patrizier solch einen vertrauten Verkehr mit einem Mann aus dem Bürger- und Handwerkerstand hatte, wie es hier geschah, wenn auch dieser ein Mann hohen Geistes und großer Kunst war. Die Schranken der bestehenden Ständesunterschiede wurden sonst nicht so leicht überschritten. Trotzdem mag Dürer manchmal unter der herrischen Art Pirckheimers gelitten haben. Nach Willibald Pirckheimer sind dann vor allem Lazarus Spengler und Hans Werner zu nen-

nen, die in den Umkreis Dürers hereingehören. Lazarus Spengler war ja der führende Politiker der Reichsstadt, dem in erster Linie die Durchführung der Reformation zu danken ist; allerdings scheinen sich in diesem Verhältnis zu Spengler in späteren Jahren einige Spannungen ergeben zu haben. Und Hans Werner, der kaiserliche Hofkaplan bei St. Johannis, der bedeutende Astronom, nebenbei der Zeitmode entsprechend auch Astrologe, Mathematiker, Meteorologe und Kenner der griechischen Sprache, war eigentlich der naturwissenschaftliche Lehrmeister Dürers. Dürer bemerkt ausdrücklich im Dresdener Skizzenbuch, er wolle „Herrn Hans“ fragen, „daz ich kün fan ein czyrkell schneiden so vill ich wol; und daz ich ein czyrkell kün teilen als in fill tyll ich wöll“ – Herr Hans ist zu fragen, wie ich von einem Kreis könnte schneiden, so viel ich will; und daß ich einen Kreis könnte teilen, in wieviele Teile ich wollte.

Dann aber ist – ohne auf mehr am Rande liegende Beziehungen, wie etwa zu Konrad Celtis, einzugehen – noch ein Mann zu nennen, der bisher kaum als ein Freund des Meisters näher gewürdigt wurde, obwohl er mit ihm herzlich verbunden war; es ist der Chorherr bei St. Stephan in Bamberg Lorenz Beheim. Schon um seiner selbst willen – er war eine nicht alltägliche Persönlichkeit und hatte eine hochinteressante Lebensführung in einer Zeit voll tief gehender Wandlungen – ist es gerechtfertigt, seiner im Dürerjahr zu gedenken und an seine Freundschaft mit dem großen Meister zu erinnern. Es kann dies umso leichter geschehen, als Christa Schaper ihm in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“ (Nürnberg 1960, 50. Band) gründlichste und umfassendste Forschungen widmete, aus denen wir für unsere spezielle Darstellung schöpfen können. Dabei denken wir zugleich an das 950jährige Weihejubiläum, das die Kirche Beheims im vergangenen Jahr feiern durfte. St. Stephan hat ja seinerzeit am 24. April 1020 eine Weihe erfahren, wie sie kaum einem zweiten Gotteshaus widerfahren ist: Von einem Kaiserpaar, Heinrich II. und Kunigunde, erbaut und von einem Papst, Benedikt VIII. geweiht und dies in Gegenwart ungezählter geistlicher und weltlicher Fürsten in einer so überwältigenden Prachtentfaltung, wie es nicht einmal bei der Domweihe geschah.

Überblicken wir zunächst den Lebensgang: Lorenz Beheim wurde um das Jahr 1457 in Nürnberg geboren als der Sohn einer angesehenen, bürgerlichen Familie, die aber mit der Patrizierfamilie des Martin Behaim, des bekannten Geographen und kühnen Seefahrers, nicht verwandt war. Sein Vater, der ebenfalls den Vornamen Lorenz trug, hatte das Meisterrecht als Rotschmied erworben und goß Geschütze; neben dem Wohnhaus am Schießgraben hatten seine Söhne den täglichen Anblick der Brennhütte und dessen, was dort geschah, was nicht ohne Bedeutung für den Sohn Lorenz bleiben sollte. In Nürnberg ist Lorenz Beheim wie sein Bruder Georg, der spätere Propst von St. Lorenz, auch aufgewachsen, und beide waren stolz auf ihre Vaterstadt. „Sum Nurenbergensis!“. Nach dem Besuch der Lateinschulen studierte er an den Universitäten in Ingolstadt und Leipzig; schloß er dort mit dem „Baccalaureus“ ab, so erwarb er hier 1478 den „Magister artium“. Dann führte ihn sein Weg frühzeitig nach Italien, wo er noch zum „Doctor decretorum“, was etwa dem heutigen Dr. jur. entspricht, promovierte. Bereits anfangs der 1480er Jahre scheint er dann als „familiaris“, als Haushofmeister, in das Haus des damaligen Kardinals Rodrigo Borgia in Rom gekommen zu sein. Nachdem dieser im August 1492 den päpstlichen Thron als Alexander VI. bestiegen hatte, fand er noch eine besondere Verwendung als Festungsingenieur und Geschützmeister („Custos munitionum“) wohl im Zusammenhang mit den damaligen, unsicheren Verhältnissen und oft kriegerischen Verwicklungen bei Papstwahlen; gerade Alexander VI. ließ sich den Ausbau des ehemaligen Grabmales Hadrians, der Engelsburg, zu einer Festung besonders angelegen sein. Beheim indes mochte von Haus aus manche technische Kenntnis mitgebracht haben. Noch später in der Bamberger Zeit fragte ihn als einen Fachmann W. Pirckheimer um seinen Rat wegen Erbauung eines Turmes in Ulm zur Verteidigung. Er setzte sich auch persönlich bei Belagerungen ein und

scheute keine Gefahr; er konnte sich rühmen, weder vor Ostia noch vor Neapel den Tod gefürchtet zu haben. Übrigens hieß seine Stube im päpstlichen Palast die Geschützmeisterei, *munitio armorum*.

So hat Beheim über zwanzig Jahre der Familie Borgia, die in der Kirchengeschichte so schwer belastet ist, gedient. Mögen auch etliche falsche Anschuldigungen noch zusätzlich erhoben worden sein, so bleibt genug der schlimmsten Ubeln übrig, die auf das Konto des Borgiapapstes und seiner Familie gehen. Lorenz Beheim hat sich nie über seine innere Einstellung zu dem Treiben der Borgia ausgesprochen, wenn er auch nicht blind gegen allerlei Schäden des damaligen Rom und der römischen Kirche war; er hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen. Es hat auf jeden Fall nicht an persönlichen Beziehungen vor allem zu Cesare Borgia, dem Sohn des Papstes, und zu Lucrezia, der Tochter des Papstes, gefehlt; und dafür hat er die Verantwortung zu tragen. Es kann nur zum Teil entschuldigend, wenn er auch die lichten Seiten, die trotz der tiefen Schatten, die auf ihnen lagen, sah und von ihnen allzu leicht, fast möchte man sagen, allzu leichtsinnig sich gewinnen ließ. Mochte schon Cesare „als ein Jüngling von großer Hoffnung und den besten Anlagen“ nicht zu Unrecht gerühmt werden und durch Heiterkeit und Fröhlichkeit, ja, wenn es sein mochte, eine gewisse Liebenswürdigkeit ausgezeichnet sein, mochte sogar Beheim anfänglich einen gewissen Einfluß auf seine Erziehung gehabt haben, wie er ihm in seiner Zuneigung auch das Horoskop stellte, so entartete doch Cesare alsbald in schlimmster Weise. Zum Herzog von Valence ernannt wurde er der rücksichtsloseste Herrscher in Italien, der ohne jede Gewissensbindung nach dem Grundsatz handelte „Der Zweck heiligt die Mittel“. Auch sein Vater, der Papst, ordnete sich ihm in fast allen Dingen unter, und Beheim mag es schwer genug gehabt haben, nicht ein willenloses Werkzeug in seinen Händen zu werden. Wenn schon der Zug, daß Cesare merkwürdiger Weise den Spitalern eine besondere Gunst zuwandte, nicht unerwähnt bleiben soll, so wird dadurch doch sein Sündenregister kaum gemildert. Als Alexander VI. starb – es war am 18. August 1503 – schwand dann Cesares Macht jäh dahin; er mußte Italien verlassen und Zuflucht bei seinem Schwager in Spanien suchen. Dort geriet er bei einer Fehde, die sein Schwager mit einem Adligen hatte, in einen Hinterhalt. Nach tapferem Widerstand, bei dem er noch drei Männer und vier oder fünf Pferde zu Fall brachte, wurde er zuletzt doch selber niedergehauen und starb am 12. März 1507 den Soldatentod im Alter von nur 31 Jahren. Als Beheim die Todesnachricht erhielt, teilte er sie Pirckheimer mit und es berührt merkwürdig, daß er sogar in diesem privaten Schreiben Cesare Borgia nicht als Sohn, sondern als Neffe des Papstes einführt, was wohl die offizielle Lesart war. Aus seinem Brief wird ersichtlich, wie tief ihn doch das Sterben des einst mit ihm verbundenen, jungen Mannes bewegt. Er befiehlt ihn der Gnade Gottes.

Mit dem Tode seines Herren Alexander war begreiflicherweise auch für Lorenz Beheim der Abschied von Rom und seine Heimkehr nach Deutschland gegeben. Vermutlich 1505 übernahm er die ihm längst zugesprochene Chorherrenpfründe bei St. Stephan in Bamberg, dem „deutschen Rom“ auf sieben Hügeln. Mochte ihm, dem halben Techniker und halben Soldaten, der auch im Gefecht gestanden war, der Anfang seiner geistlichen Tätigkeit nicht ganz leicht fallen, wie jene heitere Bemerkung zeigt, daß er nur esse und trinke und bete, so war dieses leichte Unbehagen doch rasch überwunden. Es kamen ja auch mancherlei Aufgaben dazu; so wurde er mit dem Amt des Scholasters betraut und stand so innerhalb der Rangordnung des Stiftes neben dem Propst und dem Dekan an dritter Stelle. Meist hatte der Scholastikus auch noch die Bibliothek und das Archiv zu betreiben. Weiter oblag ihm die Schriftführung des Kollegiums und die juristische Vertretung des Kapitels in Rechtsgeschäften. So fehlte es fortan an Beschäftigung nicht.

In seinem Amt konnte er sich nun als ein Mann reicher Erfahrung und mannigfaltiger Künste bewähren. War sein bisheriger Lebenslauf so interessant, so ist nun zum Verwundern die Entfaltung seiner Kenntnisse und Künste.

War er von seinem Studium her in erster Linie Jurist, so verfolgte er mit seinem Interesse auch die Wissenschaften der anderen Fakultäten. Und ließ seine Studien nicht zuletzt auf seinen Busenfreund Pirckheimer, der ihn deshalb hoch einschätzte und für den gelehrtesten Mann von allen, die er kenne, hielt, und den Nürnberger Humanistenkreis ausstrahlen.

Als Modewissenschaft, wenn es auch eine Afterwissenschaft war, blühte damals die Astrologie in enger Verbindung mit der wirklichen Wissenschaft der Astronomie. Wie hätte sich Beheim als ein aufgeschlossener, moderner Mensch nicht dafür interessieren sollen? So beschäftigte er sich eingehend damit, gibt ausführliche Erläuterungen und stellt, wie wir bereits hörten, Cesare Borgia und später auch Albrecht Dürer das Horoskop; aus dem Letzteren ist manches für das Wesen des Meisters zu erkennen. Es ist immerhin kennzeichnend für Beheim, daß er doch frühzeitig die Grenzen dieser Afterwissenschaft erkannte, sich auch entschuldigte wegen Nicht-Zutreffens einer Prognose und erklärte: „Propheta non sum“ „Ich bin ja kein Prophet!“. Dabei nimmt er Kenntnis von der ernstzunehmenden Astrologie und hält sich an den – nach Regiomontanus und B. Walther – führenden Astronomen in Nürnberg Hans Werner in Johannis. Als beispielsweise 1506 ein Komet erschien, fragt er wiederholt an, was Werner zu diesem Vorgang sage. Auch eine Mondfinsternis bewegt ihn.

Vor allem erwirbt er sich in Italien eingehende, medizinische Kenntnisse; dort gab es ja damals vorzügliche, jüdische Ärzte. So hält er eine Reihe medizinischer Rezepte für seine Freunde bereit, gegen Dysenterie oder gegen Geschwüre am Bein oder zur Stärkung der Sehkraft u. a. m. Dann seine kosmetischen Mittelchen, wie sie die Hochrenaissance liebte, zur Hautpflege oder zum Färben der Haare. Auch auf Zahnpflege ist er bedacht; man könnte ihn den Erfinder der Zahnbürste nennen, wenn er seinem Freund in Nürnberg schildert, wie und mit welchem Instrument er seine Zähne reinigt und behandelt. „Ich nym ein klein holtzlein von einem pesen vnd wickel forne darumb ein wenig pawmwollen vnd stoß fornen in das wasser“ und damit reinigt er Zahn um Zahn. Auf die Anfrage Pirckheimers nach Zahnersatz – eine seiner Freundinnen hatte einen Zahn verloren – antwortete er: Man müsse ein Stück starkes Ochsenbein nehmen, dieses einsetzen und durch Verknüpfung mit den benachbarten Zähnen festhalten; in Neapel habe er auch künstliche Zahnstücke aus Silber gesehen.

Bereits in das Gebiet der Alchemie gehören seine Rezepte zur Herstellung von Gold und Silber, insonderheit des sog. Trinkgoldes, von dem man wunderbare, heilkräftige Wirkungen erwartete; so flößte man noch kurz vor dem Sterben Papst Julius II. diesen Trank ein. Zur reinen Chemie sind die Rezepte für Bereitung von Seife und für Mischung von Giftstoffen zu rechnen. Eine gefährliche Kunst, der man sich damals gerne bediente; es gibt zu denken, wenn unter den zahlreichen Fragen, die der junge Cesare auf einem noch erhaltenen Zettel Beheim vorlegte, auch die Frage nach Giften sich findet. Ein Rezept für ein unheimliches Gift findet sich heute noch unter dem in Nürnberg aufbewahrten Material.

Darüber hinaus verfolgte Lorenz Beheim noch zahlreiche, andere geistige Interessen. Hier wünscht er sich eine Schrift über Chiromantie und dort ein Buch mit einer Interpretation der Traumwelt. Auch das damals schon auftauchende Problem des Zölibat beschäftigt ihn; er erkundigt sich nach einem Buch über das Zölibat, als dessen pseudonymer Verfasser Ulrich von Augsburg genannt wird. Wie hätte es auch anders sein können! Beheim sah ja die Auswirkungen, die sich aus der gesetzlichen Verpflichtung der Geistlichen zur Ehelosigkeit in der damals auch in sexueller Hinsicht überschäumenden Zeit ergaben. Nicht nur in Italien auch in Deutschland verbreitete sich infolge der geschlechtlichen Ausschweifungen die Lustseuche, der „morbis gallicus“, im niedern und hohen Klerus. In Nürnberg wurden selbst Präpste davon betroffen und auch Beheim erfuhr, was geschieht, wenn man der Askese ledig gehen will und dann mit jener Geißel gezüchtigt wird.

Seine ganze Liebe jedoch gehörte der Musik, der Musik im allgemeinen und der musica sacra im besonderen. Wie kann er Pirckheimer in Nürnberg mit Noten versehen und wie spielt er selbst seine kleine Hausorgel! In einem Gedicht, das ihm mit anderen in Rom gewidmet wurde, wird seine Musikalität ausdrücklich gepriesen: „Du schreitest durch die blühenden Gärten von Alba, indem Du mit klingendem Plektron die Cythara ertönen läßt“.

Ja die blühenden Gärten auch in Bamberg! Dank seiner Liebe und seinem Verständnis auch für die Gartenbewirtschaftung wurde von ihm am Stephansberg um seine Wohnung her ein ungemein reich ausgestatteter Garten angelegt. Er wohnte ja an der Nordseite der Stephanskirche, wo heute die Anstalt Mariahilf sich befindet, in der sog. „Curia Caroli“, der ehemaligen Behausung der Kaiserin Kunigunde, die sich dort aufhielt, wenn ihr Gemahl auswärts weilte. Es war eine wundervolle Lage mit dem Blick auf die türmreiche Stadt und hinunter ins Regnitztal. Freilich hat er später bei zunehmenden Alter darüber geklagt, daß seine Stube im Winter schwer heizbar und oft von Winden umbraust sei. Im Sommer aber war sein Garten, der sich bis hinunter zu dem heutigen herrlichen Böttingerhaus im Barockstil erstreckte, mit ungezählten Blumen und Sträuchern geschmückt, auch mit Nutzkräutern und feinem Gemüse, für die Küche willkommen, besetzt; manche Samen waren gewiß aus Italien bezogen. Wenn er aber vom Garten wieder in sein Studierzimmer sich zurückzog, wartete dort auf ihn eine reichhaltige Bibliothek mit juristischen und astrologischen Druckschriften wie Handschriften, Noten und Landkarten.

Dabei blieb er trotz seines Sitzes auf dem Stephansberg immer mit seiner Vaterstadt Nürnberg und seinem dortigen Freundeskreis verbunden. Waren schon damals nicht so rasche Verkehrsmöglichkeiten wie heute gegeben, wo die Entfernung Bamberg-Nürnberg keine Rolle mehr spielt, so mußte der briefliche Verkehr manches ersetzen. Diesem Umstand haben wir den umfassenden Briefwechsel mit Pirckheimer zu verdanken, der uns heute so viel Einblick in ihren freundschaftlichen Umgang gewährt, in das Verhältnis zu Pirckheimer und zu Albrecht Dürer. Der Briefwechsel mit diesem ist ja nicht mehr erhalten, aber daß auch zwischen diesen beiden Briefe hin- und hergegangen sind, wird ersichtlich. In den Briefen Beheims aber an Pirckheimer fehlt selten ein Gruß an Dürer, und dieser wieder läßt ihn durch Pirckheimer grüßen und manche Nachricht zukommen. Wie vertraut die Männer mit einander gewesen sein müssen, geht aus der amüsanten Erörterung über Dürers Bart hervor. Wiederholt, drei oder viermal und es läßt ihn keine Ruhe, fragt nämlich der Chorherr bei seinem Freund Willibald an, was mit des Meisters Bart sei. Zuerst ganz harmlos, wenn auch nicht ohne feinen Spott: „Laßt mich wissen, ob er noch seinen part spitz und tre“; und nach wenig Tagen schon wieder im Zusammenhang mit einem Gruß, der an Dürer ausgerichtet werden soll: „Et quid sit de sua barba?“ Und was mit seinem Bart sei? Und dann wird er ganz ärgert und lästert schier boshaft über „barbam suam turpem et deformem“, diesen häßlichen und unförmlichen Bart; er müsse schon darüber lachen. Ja er höhnt sogar über Schnabelbart und Eberzähne. Warum sich Beheim so sehr darüber aufhalten hat? Er war den Bart von Italien her nicht gewohnt und war überhaupt gegen manche Neuerungen als solche, wie wir dies auf kirchlichem Gebiet noch hören werden. Auch Celtis empfand den Bart als etwas „Absonderliches“. Die Vornehmen trugen sich zumeist noch bartlos; der Bart galt, wohl vom Brauch der griechischen Kirche her, als Ausnahmerecht, für die Apostel und die alten Kaiser. Freilich huldigten dann sehr bald viele, selbst Papst Julius II., der neuen Mode. Wenn Dürer trotz der Abneigung Beheims an seinem Bart festhielt, dann doch deswegen, weil er ihn für schön und wirkungsvoll empfand; man darf es ihm als Künstler nicht verargen, wenn er auch auf das äußere Aussehen hielt, mochte auch eine kleine Eitelkeit damit verbunden sein. Zudem war ja gerade hinsichtlich des Bartes eine Beziehung zu seinem Christustypus gegeben. Der Streit um des Künstlers Bart bildete aber auch für die Zukunft kein Hindernis für das Weiterbestehen einer herzlichen Freundschaft. Wir hörten bereits, daß Lorenz seinem Freund Albrecht.

wie einst dem jungen Cesare, das Horoskop stellte, in dem die ganze Vertrautheit mit Dürers Psyche zum Ausdruck kommt. Eine besondere Freude bereitete es Beheim, als Dürer im Oktober 1517 zu ihm auf den Stephansberg kam und eine Reihe von Tagen, etwa 3 Wochen sein Gast war. Freilich allzuviel hatte der Gastgeber von seinem Besuch nicht, da dieser „immer“ (unterstrichen) eingeladen war. Dürer porträtierte damals den Bischof Georg III. Schenk von Limburg. Das Porträt befindet sich heute in Schloß Pommersfelden. Wir hören auch von einem leutseligen, heiteren Gespräch, das „unser Albrecht“ mit der Köchin in der Curia Caroli führte. Wie zeigt er auch sonst eine liebevolle Besorgtheit um des Freundes Gesundheit und Wohlergehen! Als er hört, daß Dürer eine Reise nach Spanien und England plane, warnt er ihn vor den Strapazen bei seiner zarten Körperkonstitution, während umgekehrt Dürer mit dem „armen“, z. Zt. kranken Beheim herzliches Bedauern hat. Gleichsam versiegelt wurde die langjährige Freundschaft zwischen Albrecht Dürer und Lorenz Beheim mit dem Brief, den der Stiftsherr am 27. Dezember 1520 an Pirckheimer schrieb, bzw. schreiben ließ. Es sollte sein letzter Brief sein, und ihm lag auch ein Brieflein an Dürer bei. Es wird auch das letzte gewesen sein, und wir wissen nicht, was er ihm noch geschrieben hat.

Es war Abend für den Kanonikus bei St. Stephan geworden und die Nacht war nicht mehr ferne. Schon seit mehreren Jahren hatte er zu klagen. Bereits im Herbst 1517 scheint er einen leichten Schlaganfall erlitten zu haben; jedenfalls klagt er über Schwindel und Gefühlslosigkeit an der linken Hand und ihren Fingern. Auch Erbrechen im Magen schwächt ihn, und in den Füßen plagt ihn das Podagra, in den Händen das Chiragra. Wenn auch diese Krise noch einmal überwunden wird und er sich wieder wohler fühlt, so kehrt doch die alte Gesundheit nicht wieder. Er erkennt die Zeichen des *Memento mori* und stellt sich darauf ein, wenn auch in manchen Scherzen sein alter, leichter Sinn noch gelegentlich durchschlägt. 60 Jahre alt rüstet er sich doch nun mit Ernst auf sein Ende, und hier wird nun eine wirkliche Größe offenbar. Nicht genug, daß er seine äußeren Dinge ordnet und Pirckheimer um bestimmte Auskünfte zur Abfassung seines Testaments bittet, er vergißt auch nicht, was ein Christ angesichts der Ewigkeit zu tun hat. Von der heidnischen Astrologie hatte er sich bereits seit längerem abgewandt, was bei seinem Freund Hans Werner nicht der Fall war, von dem er sagen mußte: „Ipse manebit, qui est“. „Er wird bleiben, wie er ist“. Er aber für seine Person will nichts mehr von dem „Fatum“ der Astrologie wissen; er beruft sich auf die „*sacra theologia*“ und erklärt, ganz der göttlichen Vorsehung vertrauen zu wollen.

Über seine menschlichen, medizinischen Kenntnisse hinaus, die wirklich über dem damaligen Durchschnitt lagen, wendet er sich an den, der von sich sagt: „Ich bin der Herr, dein Arzt“ (2. Mose 15,26) und bekennt: „*Deus sit medicus noster*“. „Gott sei unser Arzt“. Er gedenkt auch seiner Sünden und Verfehlungen, die vergeben werden müssen, und schließt eine ernste Rückschau mit den Worten, die wohl mit am meisten auf seine römischen Jahre vermeint sind: „ *homo enim sum . . . et humani nil alienum a me puto*“ „Denn ich bin ein Mensch und nichts Menschliches erachte ich mir fremd“. Ja er kann schon weiter zurückliegend das Glaubensbekenntnis ablegen: „*In omnibus deo me commendo. Suus enim sum et vivus et mortuus*“ „In allem befehle ich mich Gott. Sein bin ich im Leben und im Tod“. Schlägt er hier nicht unmittelbar paulinische Töne aus dem Römerbrief (14 V. 8) an: Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn“ und hält sich damit an den Apostel, den hernach sein Freund Dürer wie kein anderer vor ihm und nach ihm gemalt und zur Hauptfigur seiner „Vier Apostel“ gemacht hat? Nachdem er noch durch den Verlust seines Bruders Georg, des vorletzten Propstes von St. Lorenz, der am 1. Juni 1520 abgerufen und vor dem dortigen Hauptaltar beigesetzt wurde, betroffen worden war, schloß er seinen letzten Brief vom 27. Dezember des gleichen Jahres, den wir schon erwähnten und den er nur noch mit zitternden Händen hatte unterschreiben können, wie mit einem gewissen Ja und Amen in der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens: „Laßt uns danach trachten, glücklicher zu leben und

zu triumphieren hier und in einem zukünftigen Leben“. Sind es nicht fast die gleichen Worte, mit denen auch das nizänische Glaubensbekenntnis schließt; jenes Bekenntnis, das für die St. Stephanskirche eine besondere Bedeutung hat, weil der Erbauer dieser Kirche Heinrich II. es für die Liturgie erbeten hat und der Papst, der die Kirche weihte, Benedikt VIII, die Bitte auch erfüllt hat: ... „und warten ... auf ein Leben der zukünftigen Welt“. Am 11. April in der Karwoche des Jahres 1521 ist Lorenz Beheim dann entschlafen und in St. Stephan beigesetzt worden. In seiner Vaterstadt Nürnberg aber läuteten die Glocken von St. Sebald zu seinem Gedächtnis, wie es hernach auch für seine Freunde Albrecht Dürer und Willibald Pirckheimer geschah. Auf sein heute nicht mehr vorhandenes Grabmal setzte man die Inschrift „Memoriae Laurentii Beheym Nurenbergensis, huius Ecclesiae Canonici ac Juris Pontificij Doctoris, Viri ob virtutes singularis variarumque disciplinarum, linguarum et rerum cognitionem immortalis digni memoria. Vixit annis LXIII, decessit ab ortu Christi MDXXI tertio Idus Aprilis“.

Man mag diese Worte für überschwenglich halten und das Urteil des Freundes Pirckheimer „Von allen Menschen, die ich kenne, der gelehrteste“ für zugespitzt erachten, weil Beheim bei allem Wissen doch kein gelehrter Forscher im schöpferischen Sinn war und auch keine Bücher zum Leidwesen Pirckheimers geschrieben hat. Aber das wird niemand bestreiten, daß Lorenz Beheim doch eine hervorragende Persönlichkeit mit ungewöhnlicher Lebensführung in außerordentlichen Zeitläuften war, so daß auch seiner im Dürerjahr wohl gedacht werden durfte. Zuletzt darf auch das nicht vergessen werden, daß dieser durch Ideale ausgezeichnete und durch Irrtümer belastete Mann als ein gläubiger Christ seine Wallfahrt vollendet hat. Ist er schon nicht mehr zur reformatorischen Erkenntnis durchgedrungen wie Freund Albrecht Dürer und mit Einschränkung Freund Willibald Pirckheimer – beispielsweise konnte er von seiner konservativen Einstellung her ungeachtet humanistischer Reformstrebungen den reformatorischen Einsatz Lazarus Spenglers nur tadeln –, so verbindet ihn doch mit seinen Freunden der Glaube an den dreieinigen Gott im Sinne des christlichen Glaubensbekenntnisses und er hätte das Gebet seines Freundes Dürers nachsprechen können: „Gott, der Herr, verleihe mir, daß ich auch ein seliges Ende nehme ... und daß der allmächtige Gott uns das ewige Leben gebe!“.

Literatur:

- L. Pastor, Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance. III. Band Freiburg i. Br. 1895.
 E. Reicke, Cesare Borgia nach den römischen Reminiszenzen eines deutschen Humanisten, in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“. München 1905 Nr. 75.
 E. Reicke, Willibald Pirckheimers Briefwechsel. 1. Bd. München 1940. 2. Bd. München 1956.
 Chr. Schaper, Lorenz und Georg Beheim, Freunde Willibald Pirckheimers, in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“. 50. Bd. Nbg. 1960.
 H. Kreßel, Hans Werner, Der gelehrte Pfarrer von St. Johannis, in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“. 52. Bd. Nürnberg 1963-64.

Des heiligen Sebald letzte Not

Um das kunstvolle Erdenkmal von Peter Vischer in der Sebalduskirche versammelte sich eine feierliche Abordnung des Stadtrates und der Geistlichen beider Konfessionen, um nach gewohntem Turnus die im silberbeschlagenen Schrein verwahrten Gebeine des Stadtheiligen Sebald zu überprüfen. Dabei geschah diesmal das Mißgeschick, daß ungesehen ein winziges Stückchen der ehrwürdigen Knöchelchen zu Boden fiel.

Der Reliquienschrein wär längst wieder ins bronzene Turmgehäuse geschoben, die Kirchentüren sorgfältig versperrt und der Schlag der Mitternachtsglocken bereits verklungen, als sich das kaum sichtbare Krümchen der Gebeine wieder zu der Gestalt erhob, unter der der Heilige vor Jahrhunderten als Eremit aus den unwirtlichen Wäldern nördlich der Stadt hereingekommen war, um seine kälteerstarrten Glieder an einem wohlthätigen Feuer zu erwärmen. Dabei konnte er den Ungläubigen durch seltsame Wunder beweisen, daß die Allmacht des Christengottes auch das Unbegreifliche vermochte: Eiszapfen im Ofen wie Holz zu verbrennen, zerscherbte Gläser wieder zusammenzufügen, gottlose Spötter im harten Erdboden wie in Wasser versinken und einen Geizigen, der ihn betrügen wollte, Steine, von niemand geworfen, ins Kreuz fliegen zu lassen.

Durch das sich von selbst ergeben öffnende Brautportal trat der Heilige hinaus, den Pilgerhut mit der Muschel an der Stirnkrempe tief in das vom wallenden Bart umrahmte Gesicht hereingezogen. In der linken Hand hielt er sorgsam das Modell seiner Grabeskirche, die ihm gläubige Bürger errichtet hatten. Um das Münster war es nach Mitternacht schläfrig still und die Studierlampe im Chörlein am Pfarrhof bereits erloschen. Der Heilige mußte sich erst mühsam zurechtfinden. Die

